



Helmut Dietz

Die Zeitlichkeit des Seins

Positionsbestimmungen
der Dialogphilosophie

VERLAG KARL ALBER



VERLAG KARL ALBER





Band 13

Herausgegeben von
Karl-Heinz Brodbeck
Stephan Grätzel
Bernd Schuppener

Helmut Dietz

Die Zeitlichkeit des Seins

Positionsbestimmungen der
Dialogphilosophie

Verlag Karl Alber Freiburg / München

According to the philosophy of dialogue, neither »being« nor »time« can be comprehensively understood. This consensus forces us to realize that the elements of the world can not be deduced from »time« or »being«: Cognitively, the phenomena are not tangible. According to the philosophers of dialogue, they can be discussed exhaustively only in the light of their temporality.

The study at hand analyzes this dimension of the temporality of being and is divided into two parts: The first part is devoted to the study of temporality in language and especially its manifestations in grammar. Based on the findings made here, the second part analyzes the temporality in social contexts.

The Author:

Helmut Dietz studied philosophy, religious studies and history at the University of Rostock, the Free University of Berlin and the Fern-Universität in Hagen.

Der dialogphilosophische Konsens darüber, dass weder *das* Sein noch *die* Zeit umfassend begreifbar sei, zwingt zu der Einsicht, dass auch die Welt und ihre Elemente weder aus dem Sein, noch aus der Zeit ›ableitbar‹ sind: Die Phänomene sind kognitiv nicht *greifbar*. Erschöpfend thematisieren lassen sie sich nur im Lichte ihrer Zeitlichkeit, so die Dialogphilosophen.

Die vorliegende Studie zur Dialogphilosophie geht dieser Dimension der Zeitlichkeit des Seins nach. Sie gliedert sich in zwei Teile: Der erste Teil widmet sich der Untersuchung der Zeitlichkeit in der Sprache, insbesondere ihrem Niederschlag in der Grammatik. Darauf aufbauend untersucht der zweite Teil die Zeitlichkeit im Sozialen.

Der Autor:

Helmut Dietz studierte Philosophie, Religionswissenschaften und Geschichte an der Universität Rostock, der Freien Universität Berlin und der FernUniversität in Hagen.

Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2020
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Satz und PDF-E-Book: SatzWeise
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN (Buch) 978-3-495-49177-5
ISBN (PDF-E-Book) 978-3-495-82383-5



Dialogphilosophen, Bleistift auf Papier, 2019
© Brigitte Dietz

Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung: Der Kern der Dialogphilosophie – Das angebliche Henne-Ei-Problem der Sprache	13
1.1	Die Grammatik zur Orientierung jenseits der Welt- anschauungen	17
1.2	Erläuterungen zur Vorgehensweise im Hauptteil	30
2	Die grammatischen Erkenntnisse des Dialogischen Denkens	45
2.1	Hinführung zur Grammatik: Die Entdeckung Eugen Rosenstock-Huessys	45
2.2	Hinführung zum Dialogischen Denken: Franz Rosen- zweigs Problematisierung des abendländischen Denkens .	48
2.3	Wie Sein sich in der Sprache niederschlägt – Die Wortarten und ihr Charakter	53
	2.3.1 Das Adjektiv – Bezeichnung der reinen Eigenschaft	54
	2.3.2 Die Kasus des Substantivs – Beziehung zwischen Subjekt und Objekt	55
	2.3.3 Das Verb und das Geschehen	56
2.4	Ferdinand Ebner: Die Ich-Du-Beziehung im Nominativ und Obliquen Kasus	59
	2.4.1 Exkurs: Ferdinand Ebners Suche nach Wahrheit in der Beziehung zu Gott	63
2.5	Die Modi des Verbs – Gesprochene Sprache und die konkrete Zeitlichkeit des Seins	70
	2.5.1 Indikativ: Die Wissenschaft als abgeschlossene Erzählung	71
	2.5.2 Imperativ: Die Offenbarung des Seins in der Wechselrede	73
	2.5.2.1 Die Numeri der Gemeinschaft (unter besonderer Berücksichtigung Wilhelm von Humboldts)	80

3	Martin Bubers Pädagogik der Verantwortung und ihre Grammatik	92
3.1	Ich-Du offenbart und Ich-Es weiß:	
	Die zwei Haltungen zur Welt	96
3.2	Was im Zwischen geschieht: Verantwortung als Bewährung	102
4	Exkurs: Die dialogische Wende der Sprachphilosophie bei Wilhelm von Humboldt	110
4.1	Was ist Sprache? – Vier Antworten	112
4.2	Der tägliche Ursprung der Sprache	119
4.3	Charakteristika der Sprache	122
4.4	Die Weltansichten der Einzelsprachen und das Interdependenz-Verhältnis zwischen Denken und Sprechen	125
4.5	Die dialogische Wende der Sprachphilosophie	137
5	Der Mensch in Wahn- und Wahrzeit – Eugen Rosenstock-Huessys Soziologie	149
5.1	Hinführung: Der Zeitbegriff auf dem Zahn der Zeit	149
5.1.1	Die Abstrahierung von der Zeit durch Platon und Aristoteles	149
5.1.2	Die Überführung des abstrakten Zeitbegriffs in den christlich-jüdischen Kontext	157
5.1.3	Die <i>transzendente</i> Wendung der Zeitfrage bei Kant und die <i>Geschichtszeit</i> der Idealisten	161
5.1.4	Resümee: Zeit, ein Rätsel nach wie vor!	167
5.2	Die vier Kalendertypen der Menschheit – Rosenstock-Huessys historische ›Deutungsanstrengung‹	170
5.2.1	Der Stammeskalender oder Wenn (nur) die Vergangenheit Orientierung bieten soll	176
5.2.2	Der Reichskalender oder Wenn (nur) die ewige Wiederkehr Orientierung bieten soll	178
5.2.3	Der Kalender des Volkes oder Wenn (nur) Künftiges Orientierung bieten soll	182
5.2.4	Das Griechentum: Muße zur Freizeit	184
5.2.5	Kalender-Chaos im Jahre 0	191
5.3	Wie die Räume wieder für die Zeiten aufgebrochen werden: Rosenstock-Huessys Soziologie im Kreuz der Wirklichkeit	194

5.4	Orientierungsmaßstäbe für Räume und Zeiten	206
5.4.1	Der Grad des Ernstes als Orientierungsmaßstab im Raum: »Bin ich zum Spielen gezwungen, spiele ich nicht mehr«	208
5.4.1.1	Das Reflexivum und der Stellenwert des Denkens	208
5.4.1.2	Das Activum und der Ursprung der Sprache	218
5.4.2	Orientierungsmaßstab in der Zeit: »Feiere ich, auf dass sich etwas (wieder) ereigne, oder ereignet sich etwas, sodass ich feiere?«	227
5.4.2.1	Das Traject und der Sinn des Geschichtsunterrichts	227
5.4.2.1	5.4.2.2 Das Präject und das Rätsel der »Hohen Zeit«	235
5.5	Exkurs: Warum die Zeitinterpretation unsere Weltanschauung bestimmt: Der quantentheoretische Paradigmenwechsel im Umgang mit der Zeitlichkeit innerhalb der Physik	245
5.5.1	Das Problem der Quantentheorie: Eine geschichtliche Skizze	246
5.5.2	Der letzte Physiker: Der Paradigmenwechsel im Umgang mit der Zeitlichkeit in der Quantenschleifen-Gravitation	259
5.6	Kaironomie und die Zeitlichkeit des Seins	272
5.6.1	Hinführendes zur Zeitigung der »Welt«	273
5.6.1.1	Zeitlichkeit und Zeitigung	273
5.6.1.2	Die Grenze zwischen BEWUSSTsein und BewusstSEIN	276
5.6.2	Die Zeitigung der »Welt«	280
5.6.2.1	Der Zeitigungsimperativ der »Welt« aus der Vergangenheit: »Vernimm!« (und »Spiel!«)	285
5.6.2.2	Zeitigungsimperativ der »Welt« um der Zukunft willen: »Zweifle!« (und »Leide!«).	290
5.6.2.3	Zeitigungsimperativ der »Welt« in der Gegenwart: »Stifte!« (und »Hinterlasse!«).	294
5.6.3	Wie der Tod uns zu Herren der Zeit macht: die Möglichkeit einer <i>Kaironomie</i>	298

6	Hermann Levin Goldschmidt: Die Haltung der Dialogik	307
7	Ergebnisse	314
7.1	Was ist das »Dia-logische« an der »Dialogphilosophie«?	314
7.2	Die Anspruchstheorie der Wahrheit	318
7.3.	Echte Kommunikation: Was ist das eigentlich?	325
7.4	Der tägliche Ursprung der Sprache	329
7.5	Die Relation von Wissen und Wirklichkeit	330
7.6	Selbstführung: Die Kunst der Kaironomie zur Orientierung jenseits der Weltanschauungen	332
8	Exkurs: Das Ich als Faktum	344
8.1	Ein Panorama an Ich-Begriffen	344
8.2	Der dialogphilosophische Problemhorizont bei der Frage nach dem Ich	349
8.3	Der angesprochene Mensch	352
8.4	Ich als Seinsweise »Ich bin«	355
8.5	»Ich«-Sagen als Schibboleth der Menschheit	358
8.6	Ich als Faktum und Postfaktisches aus dem Ich	360
9	Ausblick: Was heißt Zukunft?	365
10	Literaturverzeichnis	376
10.1	Primärtexte zur Dialogphilosophie	376
10.2	Weitere benutzte Literatur	377
	Personen- und Sachregister	385

1. Einleitung:

Der Kern der Dialogphilosophie – Das angebliche Henne-Ei-Problem der Sprache

Duldet meine Meinung keinen Widerspruch, kann sie an Wahrheit nicht interessiert sein. Zwar mag diese Haltung für meinen akuten Gemütszustand eine tolle Sache sein, sie wird aber dann zum Problem, wenn meine Meinung mich zum Tyrannen ihrer Sache macht. Mich in die Ketten der Identifikation mit ihr legend – sie ist ja *meine* Meinung! – überhöht sie sich zur Weltanschauung und drängt mich, meinen Mitmenschen *ihre* Filterbrille auf die Nase zu setzen: auf dass Alles in *ihrem* Lichte, im Lichte *meiner* Meinung erscheine! Um einer Umwertung ihrer Werte vorzubeugen – denn das würde ihren sicheren Untergang bedeuten –, nimmt sie ihr Medium in den Dienst: Das Medium einer Weltanschauung sind ihre Weltanschauler.

Weltanschauungen, Ismen, richten uns aus: sie diktieren unsere Prioritäten, Werte und Interessen. Sie ›orientieren‹ uns, indem sie uns für sich *vereinnahmen*. *Voreingenommen* werfen wir uns dann in den Kampf für sie, um den Markt der Weltanschauungen zu dominieren.

Wie aber – so fragt die Dialogphilosophie angesichts der weltanschaulichen Totalitätsanmaßungen – ist *unvoreingenommene Orientierung* möglich?

Den Dialogphilosophen fällt folgendes Muster auf: Alle Weltanschauungen leiten mehr oder weniger schlüssig »Seiendes« her, häufen es als Wissen an und beginnen sofort mit ihrem eigentlichen Geschäft: es nach außen zu *vertreten*. Diese mannigfaltigen, sich gegenseitig widersprechenden Weltanschauungen versuchen nun, mit missionarischem Eifer und ›wissenschaftlichem‹ Anspruch Menschen für sich einzunehmen. Im Namen der Wahrheit decken sie so ziemlich das gesamte denkbare Meinungsspektrum ab. Sei es tatsächliches »Wissen«, sei es »Wissen« um die Unmöglichkeit von »Wissen« überhaupt oder sei es auch nur »der Weg« zu einem Wissen, alle Ismen haben in ihrer Unterschiedlichkeit eines gemeinsam: Sie vergessen in

ihrem Eigendünkel, dass Sein mit Zeit irgendwie zusammenhängt. Weltanschauungen sind akut zeitvergesslich!

Doch woher kommt diese Vergesslichkeit? Dem Anspruch auf logische Schlüssigkeit werden die meisten Ismen ja für gewöhnlich gerecht. Logische Schlüssigkeit kann also nicht hinreichend für die Berücksichtigung des Zusammenhangs von Sein und Zeit sein. Wir müssen deshalb grundsätzlich fragen: Was hat Wissen eigentlich mit Wahrheit zu tun? Ismen und Weltanschauungen vertreten ihr Wissen ja, als ob es wahr sei, als seien sie im *Besitz* der Wahrheit. Doch sind sie das wirklich? Warum ist Wissen dann so widersprüchlich? Kann man Wahrheit überhaupt ›besitzen‹?

Anscheinend will jeder Philosoph, Wissenschaftler, Guru, Künstler, Politiker oder offizielle Vertreter einer Weltanschauung uns *seine* Wahrheit verkaufen. Ein seriöser Denker zeichnet sich heutzutage geradezu dadurch aus, dass er das Wörtchen »Wahrheit« gar nicht erst in den Mund nimmt: »Einem Wissenschaftler mit der Frage nach Wahrheit zu kommen ist fast so peinlich geworden, wie einen Priester nach Gott zu fragen«, ¹ diagnostiziert Beck unserer Gegenwart. Das Schweigen der gegenwärtigen Philosophen-Zunft angesichts der Trumps, Johnsons und Gaulands dieser Welt ² ist geradezu symptomatisch für eine kriselnde Wahrheitsproblematik innerhalb der Berufsphilosophie. Die Wahrheit zum Problem zu haben scheint momentan jedenfalls nicht *en vogue* zu sein.

Die drei Pioniere der Dialogphilosophie – Eugen Rosenstock-Huussy (1888–1973), Franz Rosenzweig (1886–1929) und Ferdinand Ebner (1882–1931) – widmen sich aber genau dieser Frage.

Spätestens als sich Rosenstock-Huussy 1912 gezwungen sah, einen bestimmten Satz aus seiner Habilitation zu streichen, wurde die Virulenz des Wahrheitsproblems greifbar. Der Satz, der das Ausgangsproblem der Dialogphilosophie zum Ausdruck bringt, lautet:

»Die Sprache ist weiser als der, der sie spricht.« ³

¹ Beck: *Risikogesellschaft*, 271.

² Vgl. Behrens: *Denker in der Krise*.

³ Vos: *Rosenstock-Biographie*, 12.

Diese Feststellung – Rosenstock-Huessy veröffentlichte sie trotzdem, er strich sie nur in den 20 Belegexemplaren, die er der Leipziger Juristischen Fakultät vorlegte – markiert bereits die Radikalität des neuen Ansatzes, der das dialogische Denken charakterisiert.

Worin liegt die Radikalität? Was verändert sich mit dieser Feststellung? Rosenstock-Huessy entlarvt mit seinem Satz alle diejenigen, die folgende Frage als *Henne-Ei-Problem* behandeln und eben deshalb gar nicht erst stellen: *Was war zuerst da: Die Sprache oder der Sprecher?*

Rosenstock-Huessys Feststellung, dass es sich hierbei durchaus nicht um ein Henne-Ei-Problem handelt – wovon die Wissenschaft aber unter der Hand ausgeht –, sondern dass die Henne (die Sprache) zeitlich und ontologisch *vor* dem Ei (dem Sprecher) ist, veranlasste die Streichung des Satzes aus seiner wissenschaftlichen Arbeit. Der Sprecher ist nämlich, so die unerbittliche Feststellung Rosenstock-Huessys, Hörer *bevor* er Sprecher ist, und an dritter Stelle erst Denker!

Rosenstock-Huessys Satz kehrt das Verhältnis von Denken, Sprechen und Hören um. Wissenschaftlich benutzen wir die Sprache als Hilfsmittel. In der Wissenschaft wird *erst* gedacht, dann werden die Gedanken mitgeteilt, sodass man *drittens* den Hörern die Weisheit angeeignet lassen kann. Die Reihenfolge, von der der Otto-Normal-Wissenschaftler also offenbar ausgeht, ist folgender Dreischritt:

- *Erstens* Denken, *Zweitens* Sprechen, *Drittens* Hören.

Wären wir aber ehrlich zu uns, müssten wir zugeben, dass alles, worüber wir denken können, uns vorher immer irgendwie schon ›gekommen‹ sein muss: Denken ist tatsächlich immer ein *Nach*-Denken.

Nun geschieht aber Sprache erst wirklich dort, wo sie gehört wird. Wie bereits Wilhelm von Humboldt hervorhebt, darf man das Sprechen vom Hören nicht abgetrennt denken, will man etwas über die Sprache sagen. Sprache wird nämlich gesprochen *und* gehört! Die tatsächliche Reihenfolge ist also folgender Zweischritt:

- *Erstens* Sprache (Hören, Sprechen), *Zweitens* Denken.

Diese Reihenfolge gilt selbstverständlich auch für die Wissenschaft. Stellt sie zum Beispiel eine Theorie auf, dann *formuliert* sie diese (sprechen), überprüft sie in einem Experiment (hören) und denkt anschließend darüber nach, warum es nicht geklappt hat (oder im Erfolgsfall: warum es funktioniert hat). Der theoretische Wissenschaftler hält sich also an folgende Reihenfolge:

- **Theorie:** *Erstens* Sprache (hier: erst Sprechen, dann Hören), *Zweitens* Denken.

Geht der Wissenschaftler aber zum Beispiel in die Wildnis, um das Verhalten von Wildtieren zu studieren, steht er vor der Herausforderung, das tierische Verhalten möglichst zuerst authentisch zu beobachten (Hören) und anschließend angemessen zu beschreiben (Sprechen). Daraufhin muss er Vergleiche ziehen und sich Gedanken zum Beispiel darüber machen, wie diese Verhaltensweisen mit der »Stammesgeschichte« zusammenhängen könnten. Der Verhaltensbiologe hält sich also an folgende Reihenfolge:

- **Erfahrung:** *Erstens* Sprache (hier: erst Hören, dann Sprechen), *Zweitens* Denken.⁴

Der Satz: *Die Sprache ist weiser als der, der sie spricht* bringt also die Tatsache auf den Punkt, dass wir als Sprecher nicht Herrscher über die Sprache sind, sondern umgekehrt die Sprache uns das Sprechen erst ermöglicht. Wie der Verhaltensbiologe das tierische Verhalten anerkennen muss, bevor er es erkennen kann, sind wir als Sprecher und Hörer dazu gezwungen, die demütigende Tatsache anzuerkennen, dass wir nicht Herren im Haus der Sprache sind: eine echte *kopernikanische Wende* in der Sprachforschung!

Es ist nicht vermessen wenn ich behaupte, dass sich alle Dialogphilosophen an dem Satz: *Die Sprache ist weiser als der, der sie spricht* direkt oder indirekt abarbeiten. Er bildet den Kern der Dialogphilosophie und hat weitreichende Konsequenzen, die unter anderem unser herkömmliches Verständnis von Grammatik radikal revolutionieren und Auswirkungen auf Erkenntnistheorie, Ontologie, Psychologie und weit hinein in den sozialen Bereich zeitigen! Analyse und Darstellung dieses revolutionären Grammatikverständnisses bilden den Großteil der dialogphilosophischen Erörterungen und sind auch das zentrale Thema des folgenden Beitrags.

Im folgenden Einleitungskapitel erläutere ich dieses »revolutionäre« Grammatikverständnis der Dialogphilosophen. Hier nehme ich zusammenfassend Ergebnisse des gesamten Beitrags vorweg, damit der Leser des Hauptteils bereits eine Ahnung davon bekommt, mit welchem Grammatikverständnis er zu rechnen hat. Im Folgenden versuche ich also, mit Hilfe der Grammatik herauszustellen, was wir

⁴ Vgl. Vos: *Rosenstock-Biographie*, 16f.

uns unter *unvoreingenommener Orientierung* vorzustellen haben, wie so etwas überhaupt möglich ist und welche Anwendungsbereiche die Grammatik uns in Psychologie, Ontologie, Erkenntnistheorie und Soziologie erschließt.

1.1. Die Grammatik zur Orientierung jenseits der Weltanschauungen

Dieses einleitende Kapitel ist angelegt als konkreter grammatischer Leitfaden zu unvoreingenommener Orientierung. Üblicherweise halten wir uns bei Orientierungsfragen im Erkenntnisbereich an die Logik. Wenn beispielsweise gilt: *a* ist der Fall und *wenn a, dann b*, dann gehen wir selbstverständlich davon aus, dass auch *b* der Fall ist. Setzen wir zum Beispiel in diese »Modus Ponens« genannte logische Figur folgenden philosophischen Klassiker:

»Über *das* Ich wird in allgemeiner Form gesprochen.«

»Wenn über *das* Ich in allgemeiner Form gesprochen wird, dann ist das besprochene Ich nicht etwas einzigartiges, sondern etwas allgemeines.«

»Das besprochene Ich ist nicht etwas einzigartiges, sondern etwas allgemeines.«⁵

Logisch! Oder?

So einfach ist es aber nicht, denn die Logik hat eine Grammatik. In unserem Beispiel stehen die Sätze im Präsens, Indikativ und Singular. Die Logik ist also nicht nur logisch, sondern auch grammatisch! Neben der Logik muss demnach auch die Grammatik berücksichtigt werden.

Andersherum ist aber auch die Grammatik nicht nur grammatisch, sondern auch logisch! In der Grammatik steckt eine ›Logik‹. Diese ›Logik‹ arbeitet die Dialogphilosophie heraus. Egal in welcher Weltanschauung man feststeckt, welcher Ideologie man anhängt, welche Meinungen man vertritt: Mit dem einleitenden Leitfaden der nächsten Seiten kann man sicher sein, anhand der Grammatik zu

⁵ In Kap. 8 ist der Frage nach dem Ich ein ausgiebiger Exkurs gewidmet, der diesen Problemkontext vor dem Hintergrund sowohl der Logik als auch der Grammatik behandelt.

einer unvoreingenommenen Orientierung zurückfinden zu können. Zwar ist Ignoranz ein bewährtes weltanschauliches Mittel zur Herstellung eines ideologischen Zusammenhalts. Aber ernst genommen kann sich kein Weltanschauler der ›Logik‹ der Grammatik entziehen!

Worin besteht nun aber die *revolutio*, das ›Zurückwälzen‹, im dialogphilosophischen Grammatikverständnis?

In der Schule lernen wir, grammatische Formen zu unterscheiden, damit wir uns in der Muttersprache oder einer Fremdsprache ›korrekt‹ ausdrücken können. Wir lernen, Verben im Singular und Plural richtig zu konjugieren, Nomen und Adjektive zu deklinieren und die Modi – Indikativ, Imperativ und Konjunktiv – passend zu verwenden. Dieser Übung unterziehen wir uns in der selbstverständlichen Annahme, dass wir uns, wenn wir diese Grundregeln der Grammatik halbwegs korrekt anwenden, in unserer Muttersprache oder einer Fremdsprache genau und unmissverständlich deutlich machen können. Hierbei reicht es, die grammatischen Formen in der jeweiligen Sprache einfach auswendig zu lernen und anzuwenden. Konsequenterweise und pädagogisch sinnvoll ordnen unsere Schulgrammatiken die grammatischen Formen tabellarisch, zum Beispiel in Konjugations- und Deklinationstabellen.

Die pädagogischen Grammatiker bannen damit die Oberflächen der sprachlichen Ausdrucksweisen in ihre Tabellen wie der Photograph die sichtbaren Oberflächen in Raum und Zeit auf seinen Kameratele. Unsere Schulgrammatiken folgen hierbei der für ihr Vorhaben evidenten Logik, dass der Andere mich versteht, wenn ich meinen sprachlichen Ausdruck für ihn hörbar oder sichtbar mit der korrekten Grammatikform versee. Diese geniale Vorgehensweise erlaubt es uns zum Beispiel, mit relativ wenig Aufwand Fremdsprachen zu erlernen.

Grammatik bedeutet in diesem herkömmlichen Verständnis also das tabellarische Abbilden der Oberflächen der verschiedenen Sprachen zum Zwecke der Kommunikation: um nichtsprachliche Phänomene sprachlich exakt abbilden zu können. Diesem Grammatikverständnis möchte ich mich hier ausdrücklich anschließen. Die Grammatik gibt uns dieses Sprachwerkzeug tatsächlich in die Hand. Aber nicht ausschließlich, denn es gibt darüber hinaus noch einen Grund, warum die Grammatik dazu taugt, Sprachoberflächlichkeiten abzubilden!

Dieser Grund wird freigelegt durch das angekündigte ›revolutionäre‹ Grammatikverständnis der Dialogphilosophen. Denn nicht nur Sprachoberflächen ordnen sich grammatisch, sondern auch Beziehungen: Jede Art des Sich-Beziehens-auf-Etwas erfolgt in einer Weise, die sich grammatisch darstellen lässt.

Im Folgenden wird erörtert, inwiefern das revolutionäre Grammatikverständnis der Dialogphilosophen andere Grammatiktabellen hervorbringt als die Schulgrammatik. Ausgehend von den Modi des Verbs wird dargestellt, dass mit jedem der vier behandelten Modi jeweils andere grammatische Formen gleichursprünglich sind und miteinander einhergehen.

Ich beginne hier die Darstellung mit den Modi und ordne diesen die korrespondierenden grammatischen Formen zu, da an den Modi der ontologische Status eines Phänomens unter direkter Berücksichtigung von Sein und Zeit am offensichtlichsten zum Ausdruck kommt. Grundsätzlich könnte man aber auch von jeder anderen grammatischen Form ausgehen.⁶ Zu Beachten ist also, wie sich aus dem jeweiligen Modus zwingend ein Verhältnis zur Zeit, zum Menschen (Personalpronomen), zur Bezugsqualität zu etwas (Kasus) und zur Gemeinschaftsqualität (Numerus) ergibt:

1) Der *Indikativ* ist der Modus des Erzählens: Erzählt werden Dinge, die bereits geschehen sind (Dinge die *noch* nicht geschehen sind, können *noch* nicht erzählt werden). Alles, was im Indikativ steht – sei es die Erzählung von einer Reise, ›Eingebung‹, Erfahrung, von der Durchführung eines Experiments oder einem bloßen Hirngespinnst – handelt von bereits Vergangenen. Jedes Buch, jeder wissenschaftliche Aufsatz, ja sogar jedes Gedicht bezieht sich auf einen vergangenen Sachverhalt oder Vorgang. Dadurch, dass der erzählte Sachverhalt bereits passé ist, haben wir eine gewisse Verfügungsgewalt über ihn. Wir können ihn in unserer Erzählung verklären, ausschmücken, durch Auslassungen schönen oder sogar korrekt wiedergeben. Wir greifen also auf den erzählten Inhalt in einem Besitzverhältnis zu: Es ist *meine* Erkenntnis, *meine* Erfahrung, *mein* Hirngespinnst, *meine* Lüge, *meine* Rechtfertigung und *meine* Theorie! Gleichgültig, ob ich im Tempus des Präsens, Perfekts oder Futurs erzähle: Beim Erzählen ergießt sich ein vergangener Inhalt, den ein Ich hervorbringt, in der

⁶ Wie es aus anderen Gründen im Hauptteil dann geschieht.

Gegenwart über den Zuhörer. Das adäquate Tempus wäre also eigentlich eine Vergangenheitsform, die aber glücklicherweise häufig aus stilistischen Gründen durch das Präsens ersetzt wird. Der Zuhörer einer Erzählung kann sich nun diesen Inhalt selbst zu eigen machen und nach Gusto oder Bedarf modifizieren.

Es ist also einerlei, ob die Erzählung der Wirklichkeit oder dem Wahnsinn entspringt: ›Wahrheit‹ kann sie schon allein deshalb nicht für sich beanspruchen, weil sie, auch wenn sie in der Vergangenheit einmal ›wahr‹ gewesen sein sollte, diesem Anspruch von Neuem in der Gegenwart genügen müsste.

Von dieser Tatsache sehen alle Weltanschauungen ab: Eine vergangene Wahrheit oder ein vergangener Wahn wird als gegenwärtig wahr behauptet. Da dies aber schon aus grammatischen Gründen gar nicht sein kann – denn wenn jemand behauptet, etwas sei wahr, dann muss er auch wissen, warum dies hier und jetzt (noch) wahr ist, was er aber nicht wissen kann, da er sich im Modus des Indikativs befindet – kapseln sich Weltanschauungen in Zeitblasen ab, in denen sich ihre Anhänger in kollektiver Gleichschaltung in Ruhe an den erkünstelten ›Wahrheiten‹ ergötzen können. Das unterscheidet Weltanschauungen von den Wissenschaften: Da Letztere – mit dem selben grammatischen Problem wie die Weltanschauungen konfrontiert – auf die Falsifikation ihrer Theorien setzen, bleiben sie für die Zeit offen (inwiefern die sogenannten ›sozialen‹ Wissenschaften wissenschaftlich sind oder nicht, wird im Hauptteil dieses Beitrags behandelt).

Zusammengefasst lässt sich der Indikativ in folgende grammatische Tabelle mit gleichursprünglichen grammatischen Formen einordnen, welche ontologisch (unter Berücksichtigung der Zeit) folgendermaßen aussagekräftig sind:

Indikativ	Tempus: Vergangenheits- form	Kasus: Genitiv	Numerus: (Kollektiv-) Plural	Personal- pronomen: Ich
Zeit: Vergangenheit	Wahrheitswert: unbestimmt	Beziehungs- verhältnis: Besitz	Gemeinschafts- qualität: kollektives Gemeinwesen	Erzählung folgt aus dem Einzelnen

2) Der *Konjunktiv* ist der Modus des Möglichen und damit dem Indikativ am nächsten verwandt: Wenn Weltanschauungen zum Beispiel im Namen der Wahrheit ihr Wissen der Vergangenheit (Indika-

tiv) in die Zukunft projizieren (meist, indem sie Zeitdiagnosen über die »Gegenwart« stellen, wie etwa: »Heutzutage ist dieses ›Wissen‹ fast ganz in Vergessenheit geraten, es ist aber notwendig, um in die Zukunft zu kommen ...« o.ä.), geht es ihnen um die Zukunft. Im Großen und Ganzen behalten sie dabei die grammatische Verweisungstabelle des Indikativs bei und verschieben lediglich das Tempus vom Perfekt/Imperfekt zum Futur, von der Vergangenheit zum Hypothetischen bzw. Möglichen. Das Tempus des *Futurums* verwechseln sie nun mit der ontologischen Größe der Zukunft (lat. *adventus*). *Adventus* und *Futurum* sind aber nicht zwei Dimensionen der Zukunft. Während das *Futurum* im Modus des Möglichen steht und somit von der Zeit künstlich losgelöst wird, markiert der Modus des Kohortativs die Zeit der Zukunft.⁷

Auch die Wissenschaft erhebt ihren Indikativ häufig zum Konjunktiv. Sei es für den Wetterbericht, die Folgen der aktuellen Klimaerwärmung oder die Entwicklungen der Mobilität: Immer geht es ihr um die Zukunft! Der Unterschied zur Weltanschauung besteht aber darin, dass die Wissenschaft sich ihrer hypothetischen Vorgehensweise wohl bewusst ist. Auf dieser grammatischen Gratwanderung entlarvt sich allerdings häufig auch der eine oder andere Wissenschaftler als Weltanschauler!

Zusammengefasst lässt sich der Konjunktiv in folgende grammatische Tabelle mit gleichursprünglichen grammatischen Formen einordnen, die ontologisch (unter Berücksichtigung der Zeit) folgendermaßen aussagekräftig sind:

Konjunktiv	Tempus: Futur	Kasus: Genitiv	Numerus: (Kollektiv-) Plural	Personalpronomen: Ich
Zeit: Möglichkeit/zeitunabhängig	Wahrheitswert: unbestimmt	Beziehungsverhältnis: Besitz	Gemeinschaftsqualität: kollektives Gemeinwesen	Erzählung des Möglichen folgt aus dem Einzelnen

3) Der *Imperativ* markiert eine wirklich andere grammatische Qualität. Im Imperativ steht die Gegenwart: Etwas geschieht und ist im Nu wieder vorbei, sodass ich nachträglich davon erzählen kann (Indika-

⁷ Der Unterscheidung von *Futurum* und *Adventus* ist das ausführliche Ausblickskapitel 9: »Was heißt Zukunft?« gewidmet.

tiv). Der Imperativ steht zeitlich also vor dem Indikativ! Der Imperativ ist der Modus, auf den die Dialogphilosophen ihr Hauptaugenmerk richten. Rosenstock-Huessy hat folgende Entdeckung gemacht: In den 200 von ihm untersuchten Sprachen, stellt er fest, hat der Imperativ keine Endung. D. h. der Imperativ hat kein eigenes Subjekt! Etwas, das im Imperativ steht, ist notwendig: ich kann nicht darüber verfügen. Im Englischen wird hierfür häufig die Formel: »something is imperative« oder noch häufiger im sportlichen Alltag: »in your face!« verwendet. Ich werde dazu gezwungen, das im Imperativ Stehende *anzuerkennen* und anschließend darauf zu antworten. Das Notwendige ist wahr, ich muss es anerkennen, und es zwingt mich, durch das Antworten sein Subjekt zu werden. Ich kann gar nicht anders! Erst nach dem *Anerkennen*, antworte ich. Ich beginne *nachzudenken*: es zu erkennen und zu behandeln. Letzteres sind Handlungen, die erst im Indikativ stehen. Im Imperativ stehen Dinge, über die ich keine Verfügungsmacht besitze und die mir trotzdem geschehen. Sei es eine Katastrophe, die mich zur Flucht zwingt, ein Baby, das zur Welt kommt, eine Liebe, die mich überfällt: Ich muss sie *anerkennen* und darauf antworten. Das gilt übrigens nicht nur für Babys, sondern für alle Menschen. Weltanschauer kann man erkennen, Menschen muss man anerkennen!

Nicht also im indikativen Erkennen, sondern im imperativen *Anerkennen* verbirgt sich ein Anspruch auf akute Wahrheit, der aber nach meinem Antworten schon wieder vorbei ist. Es handelt sich hier also tatsächlich um einen ›Anspruch‹: ein ›Ansprechen‹ durch etwas im Imperativ, das gegenwärtig-akut wahr ist (wie ein solcher Anspruch *durch die Zeit* ›getragen‹ wird, wird beim nächsten Modus, dem Kohortativ, deutlich.⁸).

Da alles, was im Imperativ auf mich zukommt, für mich unverfügbar ist, handelt es sich nicht um ein Besitzverhältnis wie im Indikativ, sondern um eine Bezugsqualität, in der mich die Sache ›anspricht‹: Die Beziehungsqualität ist also der Vokativ. Des Weiteren ist der Imperativ immer ›persönlich‹, er geht immer nur mich an. Angesichts des Imperativs bin ich ein einzelner Angesprochener, ein Du, und der Singular markiert diese Gemeinschaftsform.

⁸ Im meinem Ergebniskapitel 7.2 entwickle ich aus diesem Ansatz meine »Anspruchstheorie der Wahrheit«.

Zusammengefasst lässt sich der Imperativ in folgende grammatische Tabelle mit gleichursprünglichen grammatischen Formen einordnen, welche ontologisch (unter Berücksichtigung der Zeit) folgendermaßen aussagekräftig sind:

Imperativ	Tempus: Präsens	Kasus: Vokativ	Numerus: Singular	Personalpronomen: Du
Zeit: Gegenwart	Wahrheitswert: wahr	Beziehungs- verhältnis: unverfügbar	Gemeinschafts- qualität: singular	Etwas »überfällt« mich

4) Der für uns Deutsche, aber auch für andere Sprecher moderner Sprachen wohl am schwersten nachvollziehbare Modus (für die Dialogphilosophie trotzdem wahrscheinlich der wichtigste) ist der *Kohortativ*. Im Kohortativ wird der Anspruch des Imperativs *durch die Zeit*, und damit ein Stück weit von der Zukunft in die Gegenwart getragen. Wie ist das möglich?

Wie im Hauptteil ausführlich dargelegt wird, steht im Kohortativ eine Aufforderung, die sich allerdings vom Imperativ unterscheidet. Während der Imperativ eine Aufforderung an mich richtet, der ich gehorchen muss, markiert der Kohortativ eine Aufforderung im Stile eines »Lasst uns ...!«. Der Kohortativ drückt eine gemeinsame Aufforderung zu etwas Gemeinsamem aus. Im Unterschied zum Imperativ bin ich im Kohortativ also Auffordernder und Aufgeforderter zugleich. Etwas fordert mich zu etwas auf und ich fordere gleichzeitig mit diesem Etwas zu diesem Etwas auf. Einer Aufforderung im Kohortativ antworten wir also nicht nur, wie im Imperativ, sondern wir *verantworten* sie: Wir *bewähren* sie. Während die ungeplante Schwangerschaft im Imperativ uns zum *Anerkennen* und Antworten zwingt, muss die *sachgemäße Antwort* gefunden werden: Sachgemäß ist diese Antwort nur als *Verantwortung*, im Kohortativ. Ähnlich die Liebe: Sie überfällt uns im Imperativ, muss aber im Kohortativ (in welcher Form auch immer) bewährt werden. Wie im Imperativ ist der Sachverhalt im Kohortativ nicht in unserer Verfügungsgewalt. Erst anschließend, wenn alles vorbei ist, können wir davon im Indikativ erzählen und über den Inhalt verfügen.

Dies alles findet in der Gemeinschaftsform einer unabgeschlossenen Zweisamkeit statt, die grammatisch vom Dual markiert wird. Während der Imperativ mich anspricht und als Singular markiert, fordere ich im Kohortativ gemeinsam mit Anderen Auffordernden

mich selbst und die Anderen auf. Die Gemeinschaftsform des Kohortativ ist also eine direkte Bezogenheit bei gleichzeitiger Unverfügbarkeit des Sachverhalts und damit Offenheit für die Zeit. Die Qualität einer solchen Beziehung zu etwas, bei der ich diesem Etwas weder etwas hinzufüge, noch es irgendwie verändere oder beeinflusse, markiert der Dativ.

Zusammengefasst lässt sich der Kohortativ in folgende grammatische Tabelle mit gleichursprünglichen grammatischen Formen einordnen, welche ontologisch (unter Berücksichtigung der Zeit) folgendermaßen aussagekräftig sind:

Kohortativ	Tempus: Präsens	Kasus: Dativ	Numerus: Dual	Personalpronomen: Wir
Zeit: Zukunft	Wahrheitswert: unbedingt wahr	Beziehungs- verhältnis: unverfügbar	Gemeinschaftsqualität: unabgeschlossene Zweisamkeit	Gemeinsam zu Gemeinsamkeit

Schauen wir uns die vier dargestellten grammatischen Tabellen an, lässt sich ein grammatisches Verweisungsgeflecht feststellen, das sich in folgender, bereits auf den Hauptteil vorgeifenden und damit auf weitgehende Vollständigkeit zielenden Tabelle darstellen lässt:

Seinsweise (Modi):	Imperativ	Kohortativ	Indikativ/ Konjunktiv
Anthropologisch (Pronomen):	Du	Wir	Ich
Bezugsqualität (Kasus):	Vokativ	Dativ	Genitiv
Ontologisch:	etw. erwahren	etw. bewähren	etw. verwahren
Gemeinschaftsform (Numerus):	Singular	Dual	Plural
Zeit:	Gegenwart	Zukunft	Vergangenheit/ Möglichkeit
Tätigkeit:	von etw. angespro- chen werden	etw. beanspruchen	etw. besprechen
Erkenntnis- theoretisch:	etw. <i>an</i> erkennen	etw. (be-)kennen	etw. erkennen

Konfrontations- qualität	Überraschung	Begegnung	Interesse ⁹
Ethisch:	auf etw. antworten	etw. verantworten	etw. beantworten
Beziehungsqualität:	etw. gestehen	etw. bestehen	jdn./etw. verstehen
Wertschätzungs- qualität:	jdn./etw. (be-)achten	jdn./etw. hochachten	jdn./etw. verachten
Genera Verbi (psychologisch):	passiv	medium	aktiv
Einstellung/Haltung:	jdm./etw. trauen	jdm./etw. vertrauen	jdm./etw. betrauen
Im Buberianischen Duktus:	Ich-Du	Du-Du	Ich-Es

Was können wir jetzt aus dieser Tabelle des ›revolutionären‹ Grammatikverständnisses der Dialogphilosophen herauslesen?

1) *Dimensionen der grammatischen Formen*: Wenn wir die Tabellenspalten von oben nach unten lesen, wird das Verweisungsgeflecht¹⁰ der gleichursprünglichen Grammatikformen sichtbar. Spricht mich zum Beispiel etwas im Imperativ an, dann bin ich ein singuläres Du,¹¹ das passiv (also ohne eigenes Zutun) zum Anerkennen gezwungen wird. Die gleichursprünglichen grammatischen Formen markieren ihre verschiedenen Dimensionen: Liegt eine grammatische Situation vor, zum Beispiel die Seinsweise des Indikativs, dann schwingen gleichursprünglich immer die dazugehörigen Dimensionen mit, die mit den dazugehörigen grammatischen Formen markiert sind; im Falle des Indikativs zum Beispiel die Gemeinschaftsform des Plurals

⁹ »Interesse« hat eine doppelte Bedeutung: Sofern es sich um ein Erkenntnis-Interesse handelt, ist es mit einer Übergriffsintention über die Sache verbunden: Eine Sache Erkennen-wollen bedeutet auch über sie in einem gewissen Grad Verfügen-wollen. Handelt es sich um ein »Interesse«, für das man jemanden einnehmen möchte, ist die Übergriffsintention klar sichtbar. Beide Bedeutungen implizieren ein »strategisches« Vorgehen. Sich-für-einen-Menschen-interessieren ist dem jeweiligen Gegenüber also nur vordergründig angemessen, hintergründig führt dies – um mit Buber zu sprechen – zu einer »Vergegnung«. Menschen *erkennt* man nicht, sondern man *anerkennt* sie.

¹⁰ Auch Schmid behandelt schon das grammatische Geflecht in Reihen, kommt im Einzelnen allerdings zu abweichenden Ergebnissen, vgl. Schmid: *Grammatik statt Ontologie*, 141.

¹¹ Dieser paradoxe Satz »Ich bin ein Du« ergibt sich, da es sich auch bei diesem Text um eine Abhandlung handelt, die den Imperativ selbstverständlich nur im Indikativ beschreiben kann, und da dem Indikativ das Personalpronomen Ich zugeordnet ist.

und die Aktivität des Ichs (das Ich spinnt sich erzählend seine Welt zurecht, ist also aktiv).

2) *Die Grammatik der Zeit*: Lesen wir die Tabellenspalten von links nach rechts, entpuppt sich die Grammatik als »Methode« (von altgriechisch *methodos*: »Nachgehen«, »Verfolgen«) im wörtlichen Sinne: Während die Logik immer die Struktur von etwas zu einem bestimmten Zeitpunkt darstellt, also keine eigentliche »Methode« ist, geht die Grammatik »methodisch« mit dem zeitlichen Verlauf mit, dem das Phänomen ausgesetzt ist. Nehmen wir zum Beispiel die Spalte »Erkenntnistheorie«, dann wird deutlich, dass wir das gegenwärtige Phänomen zuerst *anerkennen* müssen. Danach haben wir die Wahl: Wollen wir das bereits Anerkannte verantworten, dann müssen wir es kennen. Wollen wir es aber nicht verantworten, dann können wir es nur *erkennen*. Dem Erkennen geht also zeitlich das Anerkennen voraus! Ontologisch wird etwas »erwahrt«, ¹² bevor es entweder *bewährt* (Kohortativ) oder in einem Lexikon oder sonstigen Buch *verwahrt* (Indikativ) werden kann.

Martin Heidegger, der diesem Problemkomplex fast sein gesamtes Werk widmet, kann die Zeitlichkeit des Seins nur in der Geschichte der Metaphysik beschreiben. Nur im Filter des Indikativs ist es ihm möglich, nachträglich die Zeitlichkeit des Seins sichtbar zu machen. Aber dann ist die Zeit schon vorbeigegangen. Heidegger fehlt die »Methode«, die ihm das Thematisieren der Zeitlichkeit des Seins in Echtzeit erlaubt. Die von den Dialogphilosophen entdeckte »Methode der Grammatik« ermöglicht das!

Wie sieht nun die Grammatik der Weltanschauungen aus?

Lesen wir beispielsweise die Spalte der anthropologischen Dimension von links nach rechts, dann sehen wir: Wir sind zuerst ein Du, bevor wir entweder ein Wir oder ein Ich sind. In der Konjugationstabelle kommt also eigentlich erst das Du, dann das Ich (nicht wie in der Schulgrammatik, die mit »Ich–Du–Er ...« anfängt). Das entspricht ja auch dem Verlauf eines menschlichen Lebens. Das Erste, was wir bemerken, ist, dass wir etwas anderes sind als Anderes. Egal wo und wann sich unser Bewusstsein bildet: Der erste Bewusstseinsakt ist ein Angesprochen-Werden (als Du) und *Anerkennen*. Erst da-

¹² Hier benutze ich den schweizerischen Ausdruck »erwahren« als passenden Terminus für »wahr werden« in Bezug auf jemanden.

nach findet das reflektive Erkennen (im Ich) statt, zum Beispiel als *Nachdenken* oder Erkennen von Mustern o. Ä.

Weltanschaulern hingegen ist eine Erkenntnis immer das Erste: die zentrale Erkenntnis ihrer Weltanschauung. Weltanschauungen sind also ich-zentriert: Sie gehen vom Ich aus und zielen auf das Ich. Sie sind vollständig im Kreislauf des Indikativ und Konjunktiv gefangen. Deshalb ist es so leicht, einen Weltanschauler vollständig zu beschreiben: Gleichgültig welchen Inhalt er propagiert, die Grammatik der weltanschaulichen Haltung sieht immer gleich aus! Menschen aber kann man nur anerkennen, weshalb es unmöglich ist, einen Menschen umfassend zu ergründen. Dem Weltanschauler ist zuerst sein Ich, bevor er seine Weltanschauung einem (scheinbaren) Du mit allerlei Tricks oktroyieren kann, um dann als scheinbares »Wir« (einem kollektiven »Ich + Ich + Ich ... = »Wir«) seiner Weltanschauung eine postfaktische Realität zu verschaffen.

Dieser Sachverhalt ist angesprochen, wenn ich oben schreibe, Weltanschauungen seien akut zeitvergesslich. Mit Hilfe der dialogphilosophischen Grammatiktafel lässt sich die Zeit ernst nehmen. Die Logik kann nur Zeitschnipsel behandeln, die Grammatik kann mit der Zeit »mitgehen«, indem zum Beispiel konjugiert wird.

Da ich meine Haltung und Stellung mit Hilfe der Grammatiktafel zu jedem Zeitpunkt selbst überprüfen kann, ist für mich zu jeder Zeit und an jedem Ort eine unvoreingenommene Orientierung jenseits der vereinnahmenden Weltanschauungen möglich.

1.2. Philosophiegeschichtliche Anmerkungen zur Dialogphilosophie

Rosenstock-Huessy muss mit seinen Beobachtungen über den formbildenden Niederschlag des menschlichen Seelenlebens in der Grammatik als Initiator der Dialogphilosophie gelten. Hierbei greift er auf wertvolle Vorarbeiten von Wilhelm von Humboldt zurück. Mit diesem grammatischen Niederschlag beschäftigt sich Kapitel 2. Rosenstock-Huessy teilte die Ideen 1916 seinem Freund Rosenzweig brieflich mit,¹³ der wiederum den grammatischen Bezug des Denkens

¹³ Diesen Brief publizierte Rosenstock-Huessy 1923 überarbeitet und ergänzt als Aufsatz »*Angewandte Seelenkunde*«. Vgl. Grätzel 2012, 13.

ausdrücklich in seinen *Stern der Erlösung* von 1921 einbezieht. Im selben Jahr publizierte auch Ebner, unabhängig von Rosenzweig, sein Werk *Das Wort und die geistigen Realitäten – Pneumatologische Fragmente*.¹⁴ Durch ihn wurden das Primat und der Terminus des »Du« in die Dialogphilosophie eingeführt. Dieses »dialogisierende Verfahren«¹⁵ – wie Rosenzweig das Neue Denken 1916 in einem Brief nennt – stieß wenig später mit Martin Bubers (1878–1965) Longseller *Ich und Du* von 1923 als »Dialogisches Denken« auf globale Resonanz.

Ich und Du verhalf diesem sich an der Grammatik orientierenden Denken der Dialogphilosophen zu Weltruhm. Buber, an Jahren der älteste der Dialogphilosophen, muss aber bereits einer zweiten Generation der Dialogphilosophie zugerechnet werden, da er sich, wenn auch durchaus eigenständig, schon an dem Material seiner dialogphilosophisch bewegten Kollegen orientieren konnte. Mit seinem Dialogischen Denken überwindet Buber den kantischen Erfahrungsbegriff seines Frühwerks, ohne aber in vorkritische Naivitäten zurückzufallen: Zwar ist dem Menschen *das Sein begrifflich* weiterhin nicht umfassend zugänglich, aber er geht mit dem Sein doch täglich um. Der kantische transzendente Erkenntnis-Maßstab hat also weiterhin Gültigkeit. Aber die Behandlung des Problems durch die Dialogphilosophen hätte Kant vermutlich überrascht: Das eigentlich unerreichtbare Sein *ereignet* sich nämlich trotzdem für den Menschen. Der Mensch ist Teilnehmer am Sein, genauso wie er Teilnehmer an der Sprache ist.

Die Dialogphilosophen beschreiben, wie sich der Seinszugriff für den Menschen als Teilhabenden am Sein vollzieht. Allerdings nimmt er nicht in der herkömmlichen Wissen-anhäufen-wollenden Erfahrung am Sein teil (im Genitiv), sondern nur im »dankbaren« Sich-öffnen (Dativ): in der Begegnung. In letzter Konsequenz ist die Frage nach dem Sein nämlich gar keine Erkenntnisfrage, sondern eine zeitlich-existenzielle, also eine persönliche Frage: Sein oder Nichtsein, Leben und Tod. Erkenntnis ist immer defizitär, weil sie den Erkennenden aus dem Seinsgeschehen künstlich herauslöst. Erkenntnis steht immer unter dem Vorbehalt der »ontologischen Differenz«.

In der Grammatik finden die Dialogphilosophen den vermissten

¹⁴ Die biographische Verbindung oder Nicht-Verbindung Ebners zu den anderen Dialogphilosophen kann in diesem Beitrag nicht erschöpfend thematisiert werden.

¹⁵ Vgl. Casper: *Denken*, 145.

Bezug zur Zeitlichkeit des Seins und stellen fest, dass das bisherige abendländische Denken einem logizistischen Vorurteil anhängt: Platons Unterscheidung zwischen *werdehaft Seiendem* (*on gignomenon*) und der *eigentlich seienden Idee* (*ontos on*) hat ihre Wurzeln in Parmenides' Trennung von *Schein* (*doxa*) und ewig unveränderlichem *Sein* (*on*). Nur letzterem schreibt Parmenides konsequenterweise Wahrheit (*aletheia*) zu, die auf der Einheit von Denken und Sein beruht.¹⁶

Die ganze Philosophiegeschichte hindurch, von Parmenides' *Identifikation von Sein und Denken* bis zu Hegels Übersteigerung dieser Ansicht zum Selbstbewusstsein des absoluten Wissens selbst, orientierten sich die abendländischen Denker ausschließlich an der Logik, die eben nur bis zu dieser *ontologischen Differenz* zwischen *Sein* und *Schein* bzw. – ganz prominent bei Heidegger – zwischen *Sein* und *Seiendem* kommt. Diese Grenze kann kein Erkenntnis-suchender überschreiten. Der Grenzgänger Wittgenstein resümiert deshalb selbstkritisch:

»Die Ergebnisse der Philosophie sind die Entdeckung irgendeines schlichten Unsinnns und Beulen, die sich der Verstand beim Anrennen an die Grenze der Sprache geholt hat. Sie, die Beulen, lassen uns den Wert jener Entdeckungen erkennen.«¹⁷

Da aber Wittgenstein'sche Bescheidenheit offenbar nicht jedermanns Sache ist, ist es kein Wunder, dass »Ismen-Anbeter«¹⁸ jeder *couleur* ihre »Beulen« zu fertigem, die ersten und letzten Dinge begründendem Wissen erklären und auf dem Markt der Weltanschauungen feilbieten. Philosophie ist durch ihre ausschließlich auf die Logik fixierte Methode nur zur Faktenfeststellung befähigt. Wie bereits erörtert, ist die Logik nämlich gar keine »Methode«, da sie mit dem Phänomen zeitlich nicht »mitgehen« kann. Sie stellt die Wegpunkte (unsere »Beulen«) fest. Den Geschehnischarakter der Wirklichkeit wird die Logik niemals erfassen können. Sie kann höchstens von ihm abstrahieren. Kein Wunder also, dass die einseitige Fixierung auf Logik immer mit einer Ideologisierungstendenz einhergeht: »Freunde der Wahrheit« tätigen so Aussagen und Feststellungen, ohne zu bemerken, dass sie eine Grammatik benutzen. Sie haben sich zwar mit dem einen genuine Element der Sprache, der Logik, befasst, darüber aber vergessen,

¹⁶ Vgl. Schmid: *Grammatik statt Ontologie*, 26.

¹⁷ Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen* §119.

¹⁸ Ausdruck von Rosenstock-Huessy.